

Wolfgang
Bartholomäus

Das Lernen von Christsein

Perspektiven für die
achtziger Jahre

1. Aufmerksamkeit für die Realitäten

Ambivalente Situation

„Erst kerygmatisch redynamisierte Gemeinden ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, die notwendig ist, daß sich auch die Öffentlichkeit für sie interessiert.“ Mit diesem Zitat läßt sich das Anliegen des folgenden Beitrags charakterisieren: Der zentrale Ort des Glaubenlernens, auf den auch Familie und Schule bezogen sind, ist die Gemeinde, die sich nach einem „Modell der pluralen Ausformung des Christlichen“ in gemeindegatechetischen Vorgängen von der Basis her kerygmatisch erneuert — im „Versuch, mit erwachsenen Menschen und Gruppen der Gemeinde ins Gespräch zu kommen und dabei deren Erfahrungen und Konflikte im Glauben zu deuten und in christliche Lebenspraxis einzuritzen“. red

Es gibt ernstzunehmende Zeitgenossen, die dem traditionellen kirchengeprägten Christsein für die Zukunft keine oder kaum eine Chance geben. Sie registrieren bei Getauften den Rückgang kirchlicher Praxis; bei praktizierenden Gemeindegliedern Resignation oder Verhärtungen; bei vielen Pfarrseelsorgern eine die Spiritualität tötende Überbelastung und eine menschenunfreundliche Hektik; bei Bischöfen und in Ordinariaten Syndrome einer Entfremdung von der Alltagspraxis der Menschen; bei Kindern den rapiden Abbruch aller christlich-kirchlichen Tradition; bei vielen Mitmenschen eine angstlose Gleichgültigkeit gegenüber der Kirche, die irreversibel erscheint. Man mag dem mit Gegenrealitäten begegnen: mit der Beteiligung der Jugend an Kirchen- und Katholikentagen; mit der Begeigerungsfähigkeit für ökologische und pazifistische Utopien; mit dem Interesse an überzeugenden Beispielen realisierter Christlichkeit; mit der Ansprechbarkeit durch neureligiöse Bewegungen, die aufgebrochene Sinn- und Identitätssuche signalisiert; mit der wachsenden Aufmerksamkeit für religiöse Festivals und Wallfahrten; auch mit dem Hinweis auf Statistiken, die hoffnungsvollere Prognosen bieten. Und vielleicht ist ein solcher Trost ja auch ganz sinnvoll.

Ich plädiere nicht für Pessimismus, der bekanntlich in keine Richtung weiterführt. Doch ist Aufmerksamkeit für die Realitäten angebracht. Die säkulare und plurale gesellschaftliche Situation der achtziger Jahre erscheint mir im Blick auf die Chancen des Christseins durchaus ambivalent. Die beobachtete Offenheit für Sinnangebote ist nicht unbedingt Offenheit für christliche Religion; und wenn überhaupt für Religion, dann in vielen Fällen Offenheit für eine Art religiösen Synkretismus. Nicht selten ist sie aber nur Offenheit für eine sinnvolle Or-

ganisation der Gesamtbiografie, in der religiöse Deutungssysteme keine Rolle spielen. Ebenso wenig fällt das Interesse an religiöser Praxis (in Meditation und Engagement) mit dem Interesse an der konkreten Kirche in eins. Häufig ist es eher eine Flucht aus der Kirche in Nischen, die dem Bedürfnis nach religiös durchformter Erholung und kreativer Menschlichkeit eher entgegenkommen als bürokratische Apparate institutioneller Religionsverwaltung. Da freilich, wo man christlich geformten Menschen begegnet, Mitchristen, Seelsorgern und Bischöfen, die ihre Teilnahme am Leiden der Menschen nicht einer abstrakten Prinzipientreue opfern, wächst auffallend Sensibilität, Verständnis und Bereitschaft für die lebensfördernden Möglichkeiten eines menschenfreundlichen Glaubens, der allerdings manche traditionellen Denk- und Praxisformen abgestreift hat. Dies geschieht im Kontext eines wachsenden Interesses an Religion, das der Kirche eine Chance gibt, wenn sie dies ernst und nicht stattdessen sich selbst allzu ernst nimmt.

2. Die Zukunftsgestalt des Christseins

Nach den Chancen des Christseins und den Möglichkeiten seines Lernens in den achtziger Jahren zu fragen, schließt Hoffnung auf die Wandlungsfähigkeit der Kirche ein; genauer, Vertrauen in ihre Fähigkeit und Bereitschaft, das Evangelium im Horizont der Alltagspraxis der Menschen zu reformulieren und in veränderte Institutionalisierungsformen überzuführen. Ich bestreite, daß allein mehr Öffentlichkeitsarbeit der Kirche, mehr pädagogische Propaganda oder politische Einflußnahme dem Evangelium Zukunft garantieren kann. Die Kirche bleibe bei rein technologischen Fragestellungen stehen, allein auf Zweck-Mittel-Relationen gerichtet, die sich vorgegebenen und für bekannt gehaltenen Zielen abhängig machen. Der Bau von Kirchen und Pfarrzentren, die Einrichtung bischöflicher Zentralstellen oder pastoraler Referate, die Einführung von Bildschirmtexten oder die Beteiligung am Kabelfernsehen, die verstärkte Selbstrepräsentation durch publizistisch aufgemachte Papstreisen und Katholikentage, die gesetzliche Sicherung christlich-pädagogischer Möglichkeiten in Schule, Familie und Öffentlichkeit — all das mag nicht ganz unwichtig sein. Es bleibt aber der uns gestellten Aufgabe äußerlich. Größere publizistische Effektivität führt nicht zu neuer religiöser Affektivität. In Wahrheit geht es um die Frage, was denn das Evangelium heute ist und wie es in institutionalisierte Formen christlicher und gemeindlicher Praxis transformiert werden kann. Wer meint, dies sei doch längst geklärt und geschehen, verharmlost die kritische

Transformation des Evangeliums in christliche und gemeindliche Praxis

Glaubens- und Kirchendistanz der meisten Getauften oder er traut der Botschaft Jesu nicht die Kraft zu, von einem Großteil der Menschen als sinngebende, entlastende und bereichernde Lebensperspektive erfahren zu werden.

Die Kirche als Symbolzeichen für die Herrschaft Gottes

Die Sache der Kirche ist in der Nachfolge Jesu die Herrschaft Gottes, mit all den in ihr beschlossenen Möglichkeiten für Sinnggebung und Gelingen des Menschenlebens. Die Kirche selbst will Symbolzeichen dieser Sache sein. Sie macht den immer unzulänglichen Versuch, den Impulsen zu Freiheit und Gemeinschaft aus der Kraft Gottes, die in der Reich-Gottes-Botschaft Jesu liegen und die Gott letztlich durchsetzen wird, unter den Bedingungen der Gegenwart jetzt schon psychosoziale und gesellschaftliche Realität zu geben. Konkret verlangt das die Überprüfung wirklichkeitsfremder theologischer Formeln und die erfahrungsnahe und einfache Reformulierung des Glaubens; den Verzicht auf Repräsentation von Herrschaftssymbolen zugunsten unmittelbarer Zuwendung zu den Menschen; die Abkehr von Gesetzlichkeit zugunsten selbstbestimmter Verantwortung; die Veränderung des Zwangs zur Unterordnung in Ermutigung zur solidarischen Freiheit und freien Bindung; das Aufgeben von Uniformismus zugunsten einer angstfreien Bejahung vielfältiger Ausdrucksformen des Christseins; die Überwindung eines doktrinären Konfessionalismus in Richtung ökumenischer und interreligiöser Gemeinsamkeiten; den Abbau theologischen Intellektualismus und Hypotrophismus zugunsten von elementaren, am Beispiel Jesu orientierten und aus Glaubenserfahrung stammenden Lebensformen. Das alles hatte ja schon begonnen. Es muß nur entschlossen fortgesetzt werden.

3. Gemeindegatechese

Solche Revitalisierung und Redynamisierung der Kirche und ihrer Sache wird nicht in erster Linie von der Theologie geleistet. Ich zweifle trotz mancher Hoffnungssignale zunehmend an der Fähigkeit der dogmatischen Theologie, aus dem Elfenbeinturm ihrer akademischen Reflexion auszubrechen und die Ebene zu betreten, auf der die Mehrzahl heutiger Zeitgenossen sich zurechtfinden muß. Die Aufgabe wird geleistet in der Praxis der Gemeinden, die man „Gemeindegatechese“ nennen kann. Hier wird die Glaubenstradition in Alltagserfahrungen verstrickt. Die Theologie hat den Vorgang zu begleiten. Dazu bleibt sie unverzichtbar, auch und gerade als universitäre Theologie. Sie ist aber nicht der Vorgang selbst. Der hängt daran, daß den Menschen an der Basis „theologische“ Kompetenz zugetraut wird.

Konfrontieren sich die Gemeinden im gemeindekatechetischen Umgang mit Erwachsenen offen den Todesspuren des Christentums und suchen sie daneben sensibel nach den Signalen seines Lebens, dann vermag die Gemeinde zum entscheidenden Anregungspotential allen Lernens von Christsein zu werden. Die anderen sozialen Orte, an denen christliche Lebenspraxis und deren Grund und Sinnhorizont vermittelt und erfahren werden (können), Familien nämlich, Schulen, Jugendgruppen, Öffentlichkeit, auch private Beziehungen, sind davon abgeleitet.

So ist die kerygmatische Erneuerung der Gemeinden das zentrale Anliegen der achtziger Jahre. Es wird in der Gemeindekatechese verfolgt. Das ist allererst der Versuch, mit erwachsenen Menschen in Gruppen der Gemeinde ins Gespräch zu kommen und dabei deren Erfahrungen und Konflikte im Glauben zu deuten und in christliche Lebenspraxis einzuritzen. Will man dabei nicht nur die Beteiligung derer, die immer schon dabei waren und eher an der Bewahrung des Bewährten als an der neuen Bewahrung des Bewährten interessiert sind, wird die Katechese die niederschmetternden Probleme, Nöte, Leiderfahrungen, Enttäuschungen der Zeitgenossen (auch an der Kirche) zunächst eher spiegeln als beantworten. „Wir sind nicht die Lösung, wir sind der Ausdruck“ — dessen, was die Menschen bedrückt. Jedenfalls auch.

Pluriformes Gemeindemodell

Was dabei entsteht, ist freilich nicht die gemeindegemeinlich organisierte Gemeinde, die alle volksgemeinlichen Traditionen überwindet, ein bewußtes Entscheidungschristentum für allein zulässig hält und sich zu einer Lebensgemeinschaft aufbaut, die ihre Mitglieder sozial eng vernetzt (regelmäßige Versammlungspflicht) und ständig beansprucht (aktives kirchengemeindliches Engagement). Die Menschen sind zu verschieden, als daß diese Form von Kirchlichkeit für alle richtig wäre. Natürlich muß es und vermutlich wird es immer einen Kreis von Christen geben (Kerngemeinde), die sich am Aufbau von Gemeinden stärker als andere interessiert zeigen. Aber sie bilden nicht die Mitte der Gemeinde, der alles zustreben soll und die ihrerseits sich auf alle auszuweiten sucht, sondern einen inspirierenden und integrierenden Kreis in der Gemeinde, neben dem, im Gemeindemodell der pluralen Ausformung des Christlichen, andere Gruppen und Einzelne existieren, die mehr oder weniger gemeindegemeinlich engagiert, ihr Christsein in der Gesellschaft realisieren und darin akzeptiert werden, auch wenn sie dies nur am Anfang (Taufe), in der Mitte (Kirchensteuer) und am Ende (kirchliche Beerdigung) ihres Lebens zeigen.

Einladender Umgang
mit kirchlich
distanzierten Christen

Die Gemeindekatechese — vor allem Taufe und Taufgespräche bedürfen großer pastoraler Sorgfalt — bewährt sich, und die Gemeinde regeneriert sich daran, daß sie eine Form des Umgangs mit volksgemeinlich geprägten und kirchendistanzierten Christen oder auch nur sinnstiftenden Menschen findet, die diesen nicht ausschließlich Schuldgefühle bereitet. Die Gemeinden aus Christen werden dann plural organisierte soziale Orte, an denen Menschen nicht Gesetzen unterworfen und in Ordnungen gezwängt werden, und mögen diese in der (subjektiven) Erfahrung von Autoritäten oder Mitchristen als noch so sinnvoll und notwendig erscheinen. Sie werden zu Räumen, in denen Menschen die Freiheit zugestanden wird, so zu sein, wie sie sind, mit allen Mängeln und Schwächen, mit allen alternativen Überzeugungen und Lebensformen. Daraus stammt allererst die Möglichkeit zur Selbstentwicklung und Selbstveränderung, von der Christen hoffen, sie möge in Richtung christlichen Glaubens gehen. Die Identität der Gemeinden hängt nicht am Gleichbleiben disziplinärer und bürokratischer Formen. Sie hängt an der Tradierung von Jesu Botschaft und Praxis, der Herrschaft Gottes. In ihr wird die Sprache des Vertrauens und des Verstehens gesprochen, auch die des Überzeugens und der Werbung. Überhaupt: Die Zerrüttung kirchlichen Sprechens zu Sprachformen der Vorschrift oder der Beschimpfung, gar die Negation kirchlichen Sprechens in der „Sprachlosigkeit“ kirchlicher Repressalien (Sakramentenausschluß, Entzug der Missio, Entlassung aus dem Dienstverhältnis, Exkommunikation, Suspension) sind Zeichen dafür, daß wir der sprachlichen Form, die die Herrschaft Gottes verlangt, noch nicht gewachsen sind. Das Ausmaß des Verstehens und der Geduld korreliert positiv mit dem Ausmaß der Fähigkeit, Gottes Herrschaft überzeugend zur Sprache zu bringen.

4. Christsein lernen in der Familie

Die christliche Familie war nie der eigentliche Ort der Katechese. Die Hausgemeinden der frühen Kirche versammelten, möglicherweise um das Zentrum einer Familie (Haus) aus Christen, einzelne Christen und Christengruppen aus anderen Häusern, die dabei ihre Familien verließen. Die Evangelien spiegeln das in ihren familienkritischen Äußerungen. Die Hausgemeinden galten als die neuen „Familien“. Sie waren der Ort von Gottesdienst, Verkündigung, Diakonie. Wenn im Mittelalter die Eltern zu den wichtigsten Tradenten christlichen Glaubens wurden, dann nur deswegen, weil sich Familien und Gemeinden in der Welt des Christentums, an-

ders als heute, nicht gegeneinander abgrenzen ließen. Der Hauskatechese der Reformatoren wurde im Konzil von Trient die Christenlehre entgegengesetzt: nicht die Hausväter (Laien), sondern die Seelsorger (Kleriker) sollten die Verkündigungsaufgabe wahrnehmen. Dies ist nicht der einzige Fall des mangelnden Zutrauens zu den kerygmatischen Fähigkeiten von Laien. Bekannt sind die jahrhundertelangen Auseinandersetzungen darüber, ob die Schulmeister, die nicht ordiniert waren, den Katechismus lehren dürften. Sie durften nicht. Auch die Eltern wurden durch Jahrhunderte nicht ernst genommen. Bis in die Anfänge der siebziger Jahre spielten sie, wie der bis dahin gültige Taufritus verrät, neben den Paten nur eine untergeordnete Rolle. Das alles stört die neue Rede von den Eltern als Katecheten ihrer Kinder. Die Geschichte verrät: Eltern wurden immer dann mit katechetischen Aufgaben betraut, wenn der Einfluß der Seelsorger nicht mehr weit genug zu reichen schien.

Damit ist allerdings die unersetzliche Bedeutung der Eltern für ihre Kinder, auch für ihre religiöse Lebensgeschichte, nicht bestritten. Christliche Eltern eröffnen oder verschließen ihren Kindern (hilfreiche) emotionale Grundlagen ihrer Glaubensgeschichte. Sie vermitteln ihnen, im besten Falle, die Möglichkeit zu vertrauen, zu danken, zu schenken, zur Liebe, zur Selbständigkeit, zu staunen, zu fragen. Dies tun sie allerdings weniger durch ihre religiöse Praxis, weniger auch durch intentionale Erziehungshandlungen, als vielmehr durch die Art und Weise, wie sie als Mann und Frau in ihrer ehelichen Partnerschaft liebevoll miteinander umgehen, ihr eigenes Leben lebendig gestalten und interessant machen und ihre Kinder an diesem Leben teilnehmen lassen. Das heißt: Soll die Familie ihren ihr möglichen Beitrag zum Lernen von Christsein leisten, muß ihre zentrale Achse das sorgsam gestaltete Mann-Frau-Verhältnis werden. Die religionspädagogisch bedeutsamste Aufgabe der Eltern ist dann nicht das religiöse Erziehungsgeschäft an ihren Kindern, sondern der Versuch, miteinander und mit ihren Kindern als Christen so zu leben, daß das Leben für alle gelingt. Die Eheleute als einander liebende und respektierende Partner, die ihre Kinder in ihre Beziehung zueinander aufnehmen, lassen das alle menschenfreundlichen Beziehungen tötende Modell von ständig erziehenden Eltern hinter sich und treten darin, noch im Vorhof des Glaubens, die gemeinsame Glaubensgeschichte mit ihren Kindern an.

Lernen durch
Teilnahme am
Leben der Eltern

Die Grenzen ...

Nur wenige in engerem Sinn christlich-religiöse Voll-

... der Familie überschreiten

züge (Brauchtum, Gebet, gelegentliche katechetische Gespräche) sind denn auch allein in der Familie angesiedelt. Wenn Eltern mit ihren Kindern den Gottesdienst besuchen, Weihnachten oder Ostern feiern, Erstkommunion oder Firmung begehen, oder ihre Kinder darauf vorbereiten (lassen), agieren sie im strengen Sinne nicht mehr am Ort der Familie, sondern in der Gemeinde, wobei natürlich eine Rolle spielt, daß sie in Familien zusammen leben. Das Überschreiten der Grenzen der (Kern-) Familie und damit auch das Aufbrechen der Privatheit familialen Lebens ist für das Lernen von Christsein von außerordentlichem Gewicht, weil Christsein sich den Privatisierungstendenzen in der Familie widersetzt und eine Lebensform beinhaltet, die familiale Grenzen sprengt.

Von der christlichen Familie als Ort des Lernens von Christsein reden, macht es notwendig, auch von jenen zu sprechen, die in keiner solchen Familie leben. Wenn richtig ist, daß nur zwei Prozent der Familien aus Christen sich als christliche Familien begreifen, wenn weiter richtig ist, daß es immer mehr verletzte Familien gibt (die Eltern leben getrennt oder sind geschieden; Mutter oder Vater erziehen allein; die Familienbeziehungen sind neurotisch gestört), daß konfessionelle Mischfamilien ihre eigenen religiösen und religionspädagogischen Probleme haben, die manchmal durch pastorale Richtlinien noch verstärkt werden, dann wird man im Blick auf die Familie ganz bescheiden werden und sich hüten, auf die Familien Aufgaben abzuschieben, die nicht zufällig ursprünglich in der Gemeinde angesiedelt waren. Der Begriff „Hauskirche“ muß diese Familien völlig verfehlen.

5. Die Bedeutung des Religionsunterrichtes

Und die Schule? Ich rede nicht von der katholischen Privatschule oder von den Schulen, die, obwohl in der Trägerschaft des Staates, durch ihre konfessionell homogene gesellschaftliche Umgebung und das Ineinsfallen von Schul- und Kirchengemeinde faktisch Bekenntnisschulen sind. Ich meine die öffentliche Pflichtschule, die in die Pluralität und Säkularität der Gesellschaft gänzlich verstrickt ist. Auch diese Schule war nie der didaktische Ort, an dem Christsein (erstmalig) gelernt wurde. Die Schüler waren schon geprägt von ihren familiären, kirchlichen und (in der Welt des Christentums) gesellschaftlichen Erfahrungen und standen darum schon in der christlichen Tradition, wenn sie in die Schule eintraten. Und wenn sie in der Schule Glauben lernten, dann im Sinn von Entfaltung und Durcharbeitung dessen, was sie bereits besaßen. Man wird darum auch die Möglichkeiten der Schule nicht überschätzen dürfen — ganz ab-

gesehen einmal von der Unterrichtssituation des Religionsunterrichts (mit Leistungskontrolle, Versetzungserheblichkeit, Abiturfähigkeit), die ihm die Grenzen schulischen Lernens vorführt. Die Schule, von der ich spreche, ist so wenig fähig, die Familien und Kirchengemeinden kerygmatisch zu redynamisieren, wie sie gesellschaftskritisch wirksam werden kann. Wollte die Kirche die Schule zum wichtigsten Ort des Glaubenslernens machen, müßte sie mit Mut und Fantasie alternative Schulformen entwickeln und politisch durchsetzen.

Dienst am Menschlichen der Schüler

Der Religionsunterricht, in der Bundesrepublik Deutschland nach GG Art. 7 Abs. 3 „ordentliches Lehrfach“ unter staatlicher Schulaufsicht, das nach den „Grundsätzen der Religionsgemeinschaften“ unterrichtet wird, wird allerdings die gegebenen, wenn auch begrenzten Möglichkeiten nutzen, die Schüler zur rationalen und existentiellen Auseinandersetzung mit Religion in ihren verschiedenen Aggregatzuständen (als Christsein der Christen, als institutionalisierte Kirche, in ihrem Niederschlag in Wirtschaft, Kultur und Politik, in ihren psychisch und gesellschaftlich faßbaren Deformationsformen) anzuregen, mit dem (emanzipatorischen und aus dem Evangelium sich ergebenden) Ziel der Befreiung von den einengenden Wirkungen von Religion und der Befreiung zu den inspirierenden (sinngebenden und bereichernden) Möglichkeiten der Religion. Solche, mit Hilfe der Kirche geleistete, schulische Aufgabe läßt sich in der Gesellschaft verständlich machen als Dienst am Menschsein der Schüler. Sie dürfen in unserer christentumsgeprägten Welt nicht in religiöses Analphabetentum fallen. Sie dürfen durch Unverstand nicht daran gehindert werden, die sinngebenden und bereichernden Möglichkeiten eines christlich-religiösen Lebensentwurfs zu ergreifen. Wenigstens sollen sie wissen, was sie tun, wenn sie sich von der Religion ihrer Väter abwenden. Im Religionsunterricht stellt sich die Kirche in den Dienst dieser Aufgabe. Sie bewegt sich damit in ihrem biblisch grundgelegten Intentionsspektrum, weil allein religiös alphabetisierte und zur Religion freie Menschen eine Chance haben, sich der Kirche als lebendige Mitglieder anzuschließen.

6. Nochmals: die Gemeinde

Erst kerygmatisch redynamisierte Gemeinden ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, die nötig ist, daß sich auch die Öffentlichkeit für sie interessiert — nicht die noch so heimliche Erpressung von Sendezeiten in den Medien, nicht die noch so sachlich sich gebende Kontrolle von Publizisten, die diese auf kirchlicher Linie zu halten sucht, sondern die Überzeugungskraft realisierter Freiheit un-

ter Christen, die Knechtschaft, wo immer sie sich zeigt, auch und gerade im hierarchischen Gefüge der Kirche, überwindet, und Solidarität übt, auch und gerade mit denen, mit denen Solidarität am wenigsten angebracht zu sein scheint (mit den Armen ist sie nicht strittig; wohl aber mit Homosexuellen, Abtreibern, Abweichlern, Geschiedenen, Gescheiterten, Laiierten, Fernstehenden, Kritikern). Dabei setze ich nicht auf eine demonstrative Christlichkeit, die das Zur-Schau-Stellen wichtiger nimmt als die existentielle Gestaltung. Die Schlüsselstelle allen religionspädagogischen Handelns der Zukunft ist die Überzeugungskraft der Gemeinden, die aus dem bescheidenen Versuch Vieler hervorgeht, christlich durchformte Alltagspraxis, wie gebrochen und verzagt auch immer, zu realisieren. Dies stammt aus dem Willen, sich selbst und nicht andere zu verändern. Auf diesem Erfahrungshintergrund hat Christsein eine Chance, für Eltern und Kinder, Schüler und Lehrer neu anstößig zu werden.